

die historischen Quellen noch stärker ausgewertet als bei der vorliegenden Monographie. Es werden „die Landschaft und ihre natürlichen Grundlagen“ (Oberflächenform, Böden, Klima, Pflanzendecke und Waldbild), die „Agrarlandschaft“ und die neueste Entwicklung, „Die Bevölkerung und der Einfluß der Industrialisierung“ untersucht und dargestellt. Der Abschnitt „Geschichtliche Grundlagen des Siedlungsbildes“ ist unkritisch und summarisch bewertet. Doch liegt in diesem Abschnitt ja nicht der Hauptwert des Büchleins; die zahlreichen klar gezeichneten Karten, die statistischen Übersichten geben dem geschichtlich denkenden Wanderer zahlreiche Anregungen, so daß man wünschen möchte, daß ähnliche Veröffentlichungen im ganzen Raume eine Grundlage auch für die historische Forschung ergeben möchten.

Sch.

Götz Freiherr von Pölnitz: Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn. (Mainfränkische Hefte 36.) Würzburg 1959. 34 S. Illustriert. 3 DM.

Der Leser dieser kleinen Schrift wird auf den ersten Seiten durch eine Darstellung des fränkischen Wesens überrascht, die in funkelnder Diktion vorgetragen ist. Diese geschliffene Sprache zeichnet auch das Lebensbild aus, das weniger aus Einzelheiten aufgebaut als durch große zusammenfassende Linien auf das Wesen zurückgeführt wird. Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn erscheint in erster Linie als Herrscher, als bedeutender Politiker, der auch in seiner Kunstpolitik (dem vielfach als „posthume Gotik“ beschriebenen Juliusstil) weniger Mäzen als Landesherr ist. Dieser Landesherr verkörpert führend die jüngere Generation der Gegenreformation, der das Glaubenserlebnis bestimmend geworden ist und die mit Härte ihre Ziele verfolgt: Denn auch der bewegliche und anpassungsfähige Franke kann „sich fanatisch für eine Sache begeistern“, aber dieser Fanatismus erscheint wiederum gemildert durch Züge persönlicher Wärme. So findet der Herrscher, der Gegenreformer, der Bauherr und schließlich der Mensch, dem das Juliuspital eine der liebsten und persönlichsten Schöpfungen war, sein Sinnbild in dem wehrhaften Erzengel Michael über den Kirchenportalen. „Möglicherweise kein Genie ... doch ein wirklich großer Mann“ ersteht der Fürstbischof vor dem Leser.

Wu.

Karl-Johannes Grauer: Wilhelm I. König von Württemberg. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Stuttgart: Schwabenverlag 1960. 474 S. 2 Tafeln. 15 DM.

König Wilhelm I. von Württemberg lebte von 1781 bis 1864 und regierte seit 1816. Unter seiner langen Regierung ist Neuwürttemberg zu dem Staat geworden, der sich seitdem bewährt hat, und seine korrekte und behutsame Regierung hob sich vorteilhaft ab vom Despotismus seines genialen Vorgängers Friedrich I. wie von der Schwäche seines Nachfolgers Karl. Die vorliegende Biographie zeichnet behutsam und liebevoll das Bild dieses Königs von seiner Kronprinzenzeit, die unter dem väterlichen Zwang stand, bis zu seinem einsamen Alter. Dabei werden bisher ungenutzte Quellen erschlossen, die besonders die politischen Vorstellungen des Königs von einem dritten Deutschland zwischen den Großmächten Preußen und Österreich anschaulich machen. Neben der Außenpolitik, die durchaus (und mit Recht) den Vorrang der Darstellung einnimmt, gibt das Interesse des Königs für die Landwirtschaft (er ist der Gründer der Hochschule Hohenheim und des landwirtschaftlichen Fests in Cannstatt) und das Gewerbe (Polytechnikum Stuttgart), seine korrekte Haltung gegenüber der Verfassung und den Interessen beider Kirchen Gelegenheit zu einem knappen Überblick über das, was auf diesem Gebiet zu seiner Zeit geschah, ebenso wie Geistesleben und Kunst knapp (vielleicht zu knapp) behandelt werden. Aber hier müssen dem Leser doch Bedenken kommen. Gewiß ist die persönliche Biographie eines Herrschers nicht von der Geschichte seiner Regierungszeit zu trennen; aber auch die persönliche Biographie sollte in ihrem Helden nicht den Urheber und Gründer aller der vielen Dinge sehen, die in seinem Namen geschehen sind. Allzu wenig hören wir von seinen Mitarbeitern, die Minister erscheinen nur beiläufig und fast wie Handlanger (bei Max Miller las man das anders, vgl. die Beurteilung Vellnagels). Die Beurteilung Lists (S. 164) erscheint uns allzu vereinfacht. Gewiß, es ist das gute Recht des Verfassers, der bisherigen These, die alles Heil vom Volke und der Volksvertretung herleitete, eine Antithese entgegenzusetzen, aber diese Antithese ist bereits in den kurzen einleitenden und abschließenden Kapiteln vielleicht doch zu gefühlsbedingt vorgetragen (die „verhängnisvolle“ Rolle der Stände [S. 18, 20], die Polemik gegen Grube usw.). Sind wirklich der Wille des Landesfürsten und das religiöse Ethos der Bevölkerung jahrhundertlang vor allem bestimmend für das württembergische Wirtschaftsleben (S. 199)? Von den Ungenauigkeiten im einzelnen bemerken wir hier nur einige Beispiele: Waib-